

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 9: Zeitgemäßes Sparsäuli

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

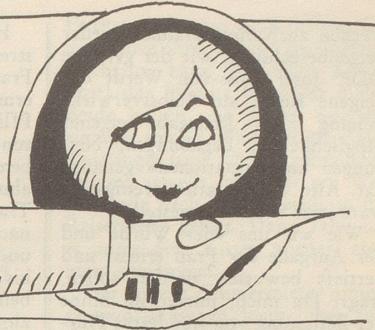
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Der Fall Euthanasie

Ich habe mich damit schon einmal in die Nesseln gesetzt. Es war zur Zeit der «Contergankinder», als – ich glaube in Holland – ein besonders armes Geschöpflein auf die Welt kam, ohne Arme und, soviel ich mich erinnern kann, nur mit einem Bein. Und die Mutter und die Aerztin taten sich zusammen, um diesem Leben, das im Grunde keines war und später nur noch viel schwerer sein würde, ein schmerzloses Ende zu bereiten. Das Gericht sprach beide Frauen frei, und ich machte kein Hehl daraus, dass ich erleichtert war über diesen Freispruch. Daraufhin wurde mit mir gehörig geschimpft, und mehrere gutmeinende Leute schrieben, das Kind «hätte doch eine berühmte Mund- und Fussmalerin werden können», und überhaupt, ich sei ein Naziweib.

Das sind wohl dieselben, die jetzt so Bedauern haben mit einem fünfwochenalten Embryo und dabei grosszügig die Möglichkeiten in Kauf nehmen, dass in einem weiteren Krieg wieder viele Millionen gesunder, kräftiger Menschen getötet werden. Aber Krieg ist Krieg, und ein Toter ist, vereinzelt, vielleicht ein Unglück, aber ein paar Millionen Tote sind bloss eine Statistik, die man in der Zeitung liest.

Ja, und jetzt haben wir einen Euthanasiefall, einen Fall von Sterbehilfe, und zwar in passiver Form, einen Fall, wo dem – sicher verlorenen – Patienten zwar das Leid gemildert, aber nicht künstlich das Leben verlängert wurde.

Noch ist die Untersuchung nicht beendet, aber es zweifelt wohl kaum jemand daran, dass Professor Haemmerli nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt hat.

Dies gilt sicher auch für die Stadträtin, die die Anklage veranlasste. Wir Frauen sind noch neu in der Politik und legen – selbst Juristinnen – oft vielleicht etwas zu drastisch aus und sehen vor allem gelegentlich nur den spitzen Buchstaben des Gesetzes – oder ihre eigene Auffassung davon.

Frau Dr. Pestalozzi gibt zu, dass sie eine überzeugte Verfechterin der Fristenlösung im Schwangerschaftsabbruch sei, aber da gebe es nur eine Änderung des Gesetzes. Im Falle Haemmerli aber handle es sich um die Ueberschreitung eines bereits bestehenden Gesetzes, das die Sterbehilfe verbietet.

Vielleicht dient gerade der aktuelle Fall dazu, dass endlich auf diesem Gebiet etwas geschieht. «Passive Sterbehilfe ist an allen Spitälern allgemein üblich ... Darum wird auch nie ein einsamer Arzt allein den Entschluss zur passiven Sterbehilfe fassen ... In meiner Erfahrung war es viel häufiger die sehr besorgte und vernünftige Familie, die darum bat, das Leben (eines hoffnungslos verlorenen) Patienten nicht unnötig zu verlängern.» (Professor Allgöwer, Basel)

Auch heute äussern sich bedeutende Leute, wie Hafter, mein bewunderter ehemaliger Strafrechtslehrer, es getan hätte: Der Zürcher Strafrechtslehrer Peter Noll: «Persönlich bin ich der Auffassung, dass dem Recht auf ein menschenwürdiges Dasein auch das Recht auf einen menschenwürdigen Tod entspricht.» Und einer unserer besten Gelehrten und Menschenkenner (das trifft nämlich nicht immer zusammen!) Adolf Portmann: «Es muss eine gesetzliche Möglichkeit geschaffen werden, die in noch zu bestimmenden Grenzen die Beendigung eines menschlichen Lebens zulässt, wenn dieses nach dem Urteil aller Verständigen, aller Einsichtigen unerträglich geworden ist.»

In der NZ (Nr. 42) warnt der bekannte Basler Chefchirurg Allgöwer vor der «Lebensverlängerung um jeden Preis»: «Ich glaube nicht, dass es ein einziges Gesetz gibt, das eine forcierte Lebensverlängerung verlangt. Aktive Sterbehilfe ist verboten. Aber Sterbehilfe ist hier nicht im Spiel.» «Man soll nur aktive Sterbehilfe als Sterbehilfe bezeichnen?» will der Interviewer wissen, und PD Günther Wolff, Herzchirurg, Basel, antwortet: «Es gibt eine Grenze, die auch ein Jurist nie ganz wird erfassen können, und zwar die Grenze zwischen dem, was wir als forcierte Verlängerung bezeichnen, und der elementaren Pflege des Patienten. Wir würden dem Patienten nie den Wasserbedarf, den Grundelektrolytenbedarf und den Grundkalorienbedarf entziehen. Wir werden ihm auch nicht die Pflege verweigern. Im Gegenteil, uns wird gelegentlich vorgeworfen, dass es im Spital keinen friedlichen Tod mehr gebe. Das suchen wir aber auch, nämlich dann, wenn wir mit unsrern Möglichkeiten am Ende sind und einsehen, dass wir

nichts mehr erreichen.» Allgöwer: «Ich glaube, dass eine juristische Regelung das Problem an sich kaum regeln kann. Im Gegenteil, wenn schon reglementieren, müsste man sich auch fragen, wann das Leben künstlich verlängert werden darf – aber auch das ist unrealistisch ... Ich würde sagen, die Juristen sind wohlberaten, wenn sie die aktive Sterbehilfe als einzige, beurteilbare ansehen, und sich nicht in das Gebiet (Lebensverlängerung oder nicht?) hineinwagen.»

Man hat gesehen, dass die Mehrheit der Deutschschweizer und eine noch grössere Mehrheit der Romands die Auffassung dieser sehr erfahrenen Ärzte und vieler ihrer Kollegen teilen, ich meine, die Auffassung vom menschenwürdigen Leben und vom menschenwürdigen Tod, die unser aller Wunsch sind.

Bethli

Mit Apfelwähle festlich-froh durchs Jahr

Schade, Käti, dass wir uns nicht getroffen haben am Frauenkongress! Doch, doch, ich war auch da, allerdings meist irgendwo am Rande, und darum darfst Du auch nichts mehr erwarten als meine Randglossen zum grossen Geschenken.

Du hast nicht im Kursaal gesessen? Vielleicht zeigt sich gerade darin Dein Flair für Frauenfragen. Als nämlich nach dem langen vormittäglichen Auftakt die geladenen Gäste zum Ehrenmahl schritten, bekamen auch wir unsrern Teil. Festlich-froh gestimmt durften wir gegen einen Coupon, für den wir schon im voraus Fr. 10.- (zehn Franken) bezahlt hatten, eine Suppe, eine Apfelwähle mit Süßmost und ein Glas Kaffee (original Schweizer Plantagenprodukt?) in Empfang nehmen. Mutig biss ich in den nicht ganz durchgebackenen Teig und sagte mir ergeben, das sei jetzt wohl bereits die erste Probe im Jahr der Bewährung, das uns Bundesrat Hürlimann in schöner Offenheit versprochen hat, und wir würden da vielleicht noch ganz anderes an Hausbackenem zu schlucken bekommen. Du hast ganz recht, wenn Du jetzt denkst, die Männer würden bei einem solchen Kongressdiner davonlaufen; aber das brauchten sie wirklich nicht, denn sie waren ja sozusagen unvorhanden.

Oder dann nur als Redner. Einer von ihnen sprach die Diskussionsleiterin auch sehr höflich mit «Monsieur le Président» an. Ueberhaupt gab's an diesem Kongress Dinge, an denen der Freud seine wahre Freud gehabt hätte; etwa wenn eine hervorragende Juristin und vehemente Gegnerin der Initiative für einen Gleichheitsartikel in der Bundesverfassung das Wort «Initiative» immer erst nach dem dritten Anlauf herausbrachte; oder wenn die Initiantin eines Antrags auf Abschaffung des Fräuleins ausgerechnet mit Fräulein angeredet wurde, während man doch sonst unter lauter Damen war und sich gegenseitig sorgfältig mit Frau titulierte. Und das allerletzte Schlusswort der Präsidentin war – wie hätte es anders sein können – ein Dank an die Ehemänner, die anderthalb Jahre Geduld geübt haben mit den Frauen, die den Kongress vorbereiteten. Jetzt endlich



«... schliesslich ist das Spital hier wegen seiner Chirurgie-Abteilung weltbekannt und nicht wegen der Küche!»

werden auch diese Männer wieder «eigenberechtigt», wie der gelehrte DDr. Josef Duss-von Werdt das «eigene Recht auf Selbstverwirklichung nach Massgabe eigener Möglichkeiten, Begabungen, Neigungen und Situationen» genannt hat. Also die Situation wenigstens wäre jetzt wieder hergestellt.

Wie wir uns «der Würde und der Aufgabe der Frau erneut und vertieft bewusst» werden sollen, fragst Du mich, immer im Sinne der Besinnung von Bundesrat Hürlimann. Zugegeben, kein leichtes Problem, wo wir doch gerade so schön dran waren, uns die starre Rollenfixierung abzugewöhnen. Aber vielleicht wird das alles leichter, wenn endlich einmal die Hausfrauenarbeit als interdisziplinäres Fach an den Hochschulen eingeführt wird.

Doch, den Unesco-Bericht empfehle ich Dir unbedingt zur vollständigen Lektüre; man hat ja so wenig davon gehört am Kongress. Wenigstens unterhalten könnten wir uns schon darüber. Wie sagte Herr DDr. Duss-von Werdt doch so treffend? Ich hab's in meinen Randglossen notiert: «Geben kann nur, wer hat – und haben kann nur, wer bekommt.» Also: ich habe zwölf Burgunderschnecken im Tiefkühlfach, und davon bekommst Du ein halbes Dutzend, wenn Du nächsten Freitagabend zu mir kommst. Dann wollen wir auch mit Beaujolais anstoßen auf – nein, nicht auf die Emanzipation. Und Gleichberechtigung darf's ja auch nicht mehr geben. Wie hieß doch nur jenes Wort, das wir so oft zu hören bekamen? Ich glaube, es fängt mit P an, aber es fällt mir wirklich nicht mehr ein. Tut nichts, wir können es gründlich vergessen.

mara

So einfach ist das!

Der «Appell an die Frauen» von Herrn Rudolf Vögelin (Briefe an den Nebi, Nr. 4) hat mich erschüttert. Dieser Herr scheint tatsächlich ganz bestimmte Vollmachten zu besitzen. Er spricht an die Adresse aller Frauen im Namen aller Männer. So einfach ist das. Kennt er doch die Frauen aus dem Effeff, denn diese sind vorprogrammiert: wer zwei bis drei von ihnen kennt, kennt sie alle, diese höriegen Geschöpfe.

Könige

Könige gibt es heute nicht mehr viele, und jeden Tag weniger. Und die, die es gibt, wollen inkognito bleiben. Nur an einem Ort fallen sie nicht auf: wenn Sie zu Vidal an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich kommen, um einen Orientteppich zu kaufen, denn dort darf sich jeder Kunde als König fühlen.

Herr V. verrät ein von uns streng gehütetes Geheimnis: die Frauen streben überhaupt nicht ernsthaft nach Stellungen mit mehr Pflichten und Verantwortung. Sie tun nur dergleichen, um sich mehr bemerkbar zu machen. Dabei ahnen sie gar nicht, dass das Trachten der Männerseele nur dann geht, die Frauen zu lieben und zu hätscheln. Dass diese das bis jetzt nicht herausgefunden haben! Da gibt es heute noch Frauenzimmer, die in langweiligen Büros sitzen und bis zehn Stunden täglich Briefe tippen, welche nicht gewappnet, sondern etwas wirr und zerzaust dem Gehirn eines Zeus entsprungen sind. Statt sich diesem Gott in die Arme zu werfen, während die Briefe sich dann von selbst erledigen.

Ich bin ganz verzweifelt, weil ich so ahnungslos gewesen bin. Jahre des Studiums und des Krampfes würde ich mir erspart haben, wenn Herr Vögelin seinen Appell früher veröffentlicht hätte. Ich war der Meinung, dass die Frauen an der Seite der Männer gleichwertige, aber verschiedenartige Wesen sind und dass sie dank ihrer Verschiedenartigkeit die Arbeit auf ihre eigene Weise tun und damit der Menschheit einen Dienst leisten. Törichte Auffassung! Der Mann erhebt den Führungsanspruch; gleichzeitig aber weist er mit edler Geste der Frau den Weg in den Harem.

Isabella

Ich war dabei,

nämlich am Frauenkongress in Bern! Keine Angst, ich will nicht von den Resolutionen oder von der Initiative erzählen, aber während der drei Tage habe ich einige Male an den Nebi gedacht wenn ich wegen irgend etwas lächeln musste, und zum Glück konnte man das! – Aber man musste sich auch sehr ernste Gedanken machen.

Auf kluge Weise hatte z. B. die Präsidentin Frau Dr. Nabholz den progressiven Frauengruppen für eine halbe Stunde Gehör verschafft, nachdem diese den «etablierten» Kongress zu stören versuchten. Mit Ballons, Sprechchören und Spruchbändern stürmten sie den Kursaal. Die Gesichter dieser «progressiven Frauen mit der Faust auf der Fahne», z. T. begeistert, z. T. resigniert, z. T. fäntisch, z. T. sehr kindlich (alle waren schätzungsweise zwischen ca. 17 bis 25 Jahren) lösten bei mir eher mütterliche Gefühle für jede einzelne aus. Das hätten sie gebraucht. Gemeinsam aber brauchen sie das nicht, da sind sie unfrieden, manipuliert und stark!

Ihre Ballons flogen langsam zur Decke. Die zweitausend Kongressteilnehmerinnen lächelten. Dort an der Decke blieben die Ballons kleben, um in den nächsten Stunden entweder an einer Glühbirne der Beleuchtung zu platzen oder ganz langsam in den Saal zurückzu-

schweben, in die sehr geistig arbeitenden Frauengruppen. Wenn man wollte, konnte man eine gewisse Symbolik darin sehen. Ich habe sie überhaupt nicht störend empfunden, diese Ballons, im Gegenteil.

Lächeln konnte man auch über das Aemmitaler-Cabaret, welches sein Programm für den Kongress vorbereitet hatte. Mit einem Wettbewerb suchte ein junger Soziologe (natürlich) die Superfrau zu eruiieren, die (natürlich) nicht existiert. Aber in jedem auftretenden Beispiel von Frau fühlte ich mich selber ein wenig verkörpert. Am besten gefiel mir das Elisi vom Land mit dem Körbli am Arm, das aus dem Fremdwörtern des Soziologen einfach nicht draus kam und am Schluss erklärte: «I mues jetzt hei, üsi Bruni chäuberet hüt no u da mues i mim Chrischte ga häufe, Partnerschaft hin oder här!» Marty

Aber das ist doch grad die Partnerschaft, dass man dem Chärische bim Chäubere hilft, gell?

Gebildeten zurechnet. Er besorgt die Feinsynchronisierung fremdsprachiger Filme, die dem deutschsprachigen Publikum gezeigt werden. Das ist keine leichte Arbeit und erfordert sehr grosses Sprachgefühl, vielseitige Kenntnisse und von Anfang bis zum Schlusse Geduld, Geduld und nochmals Geduld. Bei dieser heiklen Arbeit muss der Synchronisator wieder und immer wieder an seinem Tonbandapparat von vorne beginnen, wenn's nicht klappt – und das tut es lange Zeit nicht; er muss zurückspulen, neu beginnen – bis endlich, endlich Wort und Bild, Text und Gestik und die Mundbewegungen der Schauspieler mit dem gesprochenen deutschsprachigen Texte befriedigend übereinstimmen.

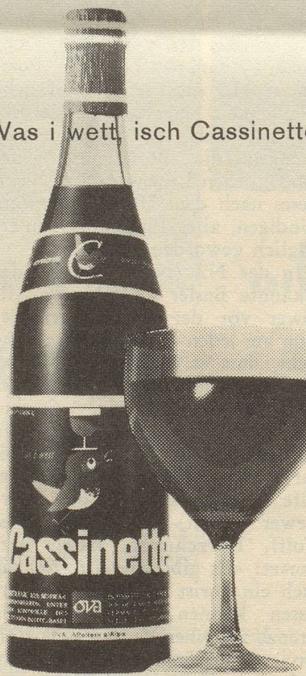
Und bei der Erklärung seiner Feinarbeit entschlüpfte dem Manne aus Oesterreich jene Ungeheuerlichkeit, der er sich bestimmt nicht klar war. Er sagte: «Das muss man tun, und immer wieder tun – bis es geht, und zwar bis zur Vergasung!»

Sehr wahrscheinlich wollte er damit sagen, «bis zum guten Ende», oder gar: «bis zur Bewusstlosigkeit» – aber nein, er musste diese Scheufligkeit eines bittersten Endes, das so vielen Millionen Menschen zuteil wurde, verwenden!

Es ist mir nicht klar, wievielen Menschen es erging wie mir, dass sie es zuerst kaum für wahr halten konnten, dass jemand so etwas über die Zunge bringen kann; wieviele zusammenschranken; wieviele in der Nacht nach der Sendung nicht richtig einschlafen konnten. Dabei sind bestimmt unter den Zuschauern viele gewesen, die nächste Verwandte, gute Freunde auf diese Weise während der verflossenen Tausend Jahre verloren – was, was in aller Welt haben sie sich da denken müssen! Auch wir, ihre Mitmenschen, haben diese Opfer der Kammerjäger des Grossdeutschen Reiches verloren – wir erinnern uns noch jener Zeiten, da Menschen wie Ungeziefer vernichtet wurden, wo man Menschen, Wanzen und Läuse nicht auseinanderhalten wollte. Und darum ist es ganz und gar unerträglich, vernehmen zu müssen, dass dieser Ausdruck liederlichster Gedankenlosigkeit auch hierzulande aufzukommen scheint. Neuerdings gibt es auch hier Leute, denen «stinkt» es nicht mehr, sie haben den Verleider «bis zur Vergasung», wenn sie eine etwas monotone, oder etwas schwierige Arbeit tun sollten. Auch Familiendispute ärgern viele nicht mehr, sie treiben sie zum Zorn «bis zur Vergasung».

So etwas kann ja nett werden! Dagegen gibt's nur eines: Sage es vor uns, wer immer es sein möge, und unter welchen Umständen auch immer der Ausdruck gebraucht wird: sofortiger, schärfster Protest, wenn nötig (bei Jungen) mit einigen Worten der Aufklä-

Was i wett isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

nung gewürzt, ist da nicht nur angebracht – er ist Pflicht! Ich glaube nicht, dass jemand, der sich des grauenhaften Ursprungs dieses Mordwortes bewusst wird, es noch je wieder gebrauchen kann. Bazzi

Ich habe – schon vor Jahren – den grauenhaften Ausdruck gehört, von Deutschen gebraucht, und vielleicht auch aus Dummheit und Gedankenlosigkeit. Wir wollen ihn uns in unserem Lande nie mehr gefallen lassen. B.

Das Jahr der Frauen und das Zürcher Triemlisipital

Wie eine Bombe hat im Zürcher Gemeinderat, bei den anwesenden Pressevertretern und anschliessend im Volk die überraschende Mitteilung der Zürcher Stadträtin Dr. Regula Pestalozzi eingeschlagen, nämlich dass sie gegen Professor Dr. med. Urs Häggerli, Chefarzt der Medizinischen Klinik des Stadtspitals Triemli, Strafanzeige wegen vorsätzlicher Tötung erhoben habe. Man mag sich zum Problem der Euthanasie stellen wie man will – ganz abgesehen von der Frage, ob in diesem speziellen Fall überhaupt von Sterbehilfe gesprochen werden kann, nachdem lediglich bei hoffnungslos bewusstlosen, geistig toten Körpern weitere Bemühungen, das Dahinvegetieren hinauszögern, abgebrochen wurden – mich hat das grosse Unbehagen gepackt beim Gedanken, dass ein bestens ausgewiesener, hochqualifizierter, sich für seine Patienten erwiesenermassen voll und ganz einsetzender Arzt von einem Tag auf den andern behandelt wurde wie der ärgste Verbrecher!

Was aber haben diese Vorgänge mit uns Frauen zu tun? Von mir aus gesehen leider sehr viel. Lange haben wir um die politische Gleichberechtigung gekämpft, und es ist inzwischen einigen Frauen gelungen, das Vertrauen des Wählers zu erringen und Einstieg zu nehmen in Exekutive und Legislative. Sie müssen tüchtig sein, diese Frauen – ich habe sie bewundert! Sie sollen aber in ihren Handlungen vor allem auch menschlich und fraulich im positiven Sinne sein. Sie müssen unbedingt allfällige negative Charaktereigenschaften, die man uns Frauen im allgemeinen nachsagt, wie Eifersucht, mangelnde Kollegialität, sich Vordrägen wollen etc., überspielen, sie müssen nicht nur Bildung, sondern vor allem und in erster Linie Herzensbildung haben. Und diese Eigenschaft scheint der Zürcher Magistratin abzugehen, darum bin ich so enttäuscht. Sicher hat sie, wie jedes Behördemitglied, die Pflicht, möglichen Missständen irgendwelcher Art, die ihr zu Ohren kommen, nachzugehen. Warum aber hat sie es anscheinend unterlassen, das Nächstliegende zu tun, nämlich nach dem offenen Gespräch mit Professor Häggerli weitere Abklärungen im stillen vorzunehmen, vielleicht den Stadtpräsiden-



«Herrlich, diese Nostalgie, wo Beethoven wieder von Beethoven und Bach wieder von Bach komponiert wurde.»

ten zu orientieren und mit ihm das weitere Vorgehen zu besprechen, oder vorgängig ihrer hochoffiziellen Beschuldigungen ein Gespräch mit dem im Regierungsrat vertretenen Arzt zu suchen und auch Professor Häggerli über ihr Tun und Lassen zu informieren? – Nein, die Bombe sollte platzen! Leider. Auf jeden Fall habe ich viele Männer und Frauen aus tiefster Ueberzeugung bedauernd sagen hören, so hätte wirklich nur eine Frau handeln können, und politisches Kapital wäre daraus nicht zu schlagen – im Gegenteil! Ich muss ihnen zustimmen. Das Behördemitglied Regula Pestalozzi hat nicht nur Professor Häggerli einen schweren Schlag versetzt, sondern auch uns Frauen. Olgia

Hat Lord Arran doch recht?

Dieser englische Lord hat damals hier in der Schweiz viel Staub aufgewirbelt mit seiner Behauptung, wir Schweizer seien Dreck säuli. Auch ich hatte diese Behauptung entrüstet aufgenommen, obwohl mir als Krankenschwester solche Säuli öfters begegnet sind.

Fenster rennen, um es zu öffnen. Ob die beiden ihre Wäsche regelmässig wechseln, kann ich nicht sagen. Emel das Pyjama bestimmt nicht. Beide hatten und haben nur ein einziges solches Wäschestück. Dem Vorgänger habe ich das gebrauchte Pyjama jeweils, wenn er am Wochenende nach Hause reiste, in die Reisetasche gelegt. Dann fand ich es unter dem Kissen wieder, aber nicht gewaschen.

Der andere Zimmermieter nimmt es zum Waschen heim, aber nur dann, wenn ich es in die Reisetasche lege. Der letztere badet doch wöchentlich einmal. Zwar bin ich nicht sicher, ob er im Badezimmer nur seine Mähne wäscht. Ich möchte nun nicht mit diesen zwei konkreten Beispielen alle Schweizer in einen Topf werfen. Denn die anderen Zimmerherren, die bei mir wohnten, waren sauber an sich, besonders die Ausländer. Und die weiblichen Wesen, die ich kenne, geben dem Lord unrecht. Es sind nur wenige dabei, die Wasser und Seife mit einem farbenfrohen Make-up vertauschen. Aber ich weiss von vielen, bei denen die Zahnbürste ein Fremdkörper ist, der kaum je mit ihren Zähnen in Berührung kommt. Darum frage ich mich jetzt: hat Lord Arran doch recht, oder zum Teil recht, mit seiner Behauptung? Hak

Liebe Hak, er hat schon recht, der Lord. Nur dürfte er noch etwas mehr verallgemeinern. Denn Seife und Wasser scheinen auch im Ausland, sogar in England nicht überall beliebt zu sein, auch wenn im ganzen die Leute dort gewaschener sind als bei uns. B.

Uner-Bauliches

Der Architekt: Stahl, Glas und Beton. Elegante, zum Himmel weisende Flanzen. Rundherum vier Meter hohe Fenster. Rote Rohre und Heizkörper. Grüne Farbe auf den Metallelementen. Graue Verstreubungen an der sechs Meter hohen Decke. Eine Komposition aus einem Guss. Endlich konnte er seine Ideen ohne Bünzlis und andere Spiessbürger verwirklichen. Das Ganze ist ein futuristischer Industriebau zu einem günstigen Preis.

Die dort arbeitenden Menschen, ich. Um Gottes willen, die Räume sind sechs Meter hoch und kaum zu heizen. Es zieht zu allen Türen und Ritzen herein. Zusammen mit der Kälteabstrahlung ein echter Rheumawind. Temperatur bei nassem Nieselwetter kaum 18 Grad. Bei Sonnenschein wird es an der Südflanke jetzt im Januar 48 Grad warm. Starke Wärmeeinstrahlung, keine Storen oder Vorhänge, kein Schatten. Kein privates Wort mehr möglich, alle hören alles. Langsam kriecht ein grosser Missmut durch die futuristischen Grossraumbüros. Wir erleben das Janusgesicht des sogenannten Fortschritts. Eine Blockhütte wäre uns lieber.

Weshalb dürfen Architekten solche «Kompositionen» bauen und müssen nicht darin leben? Vreni